

# Spinn ich?

**Supergeil: Eine Werbekampagne machte den Flaneur Friedrich Liechtenstein zum Star. Aber viel mehr als das ist er: ein großer Künstler unserer Zeit. Eine Begegnung**

VON HILMAR KLUTE

Wer begreifen möchte, was mit Friedrich Liechtenstein in den vergangenen Wochen passiert ist, muss mit ihm durch die Straßen von Berlin-Mitte gehen und einfach nur zusehen: Wie die Leute stehen bleiben und ihn betrachten. Als hätte der liebe Gott sich heute die Gegend um den Rosa-Luxemburg-Platz anschauen wollen; und wie der Typ im weißen T-Shirt jetzt doch nicht über den Ampelübergang an der Torstraße läuft, sondern auf Liechtenstein zugeht und fragt: „Ey, bistu Edeka?“

Als Liechtenstein die Sensation still nickend bestätigt, stellen sie sich neben ihn und machen ihre Fotos. Liechtenstein muss irgendwann mal diese ruhige skeptische Freundlichkeit in sein Gesicht gelegt haben, mit diesem Lächeln, für das er nur den Mund ein bisschen spitzen muss.

Er sagt: „Ich wollte eigentlich Eskapist sein. Aber jetzt bin ich mitten im Kerngeschäft angekommen.“

Was ist da passiert?

Vor zwei Monaten ging ein Werbe-Video für die Supermarktkette Edeka durch das Netz. Man sieht einen Mann mit Bart, Sonnenbrille und tiefer Stimme in der Badewanne liegen und Milch ins Wasser gießen, später kommen Crunchies dazu. Dann liegt er im Bett zwischen einem Liebespaar, er tanzt vor Kindern, die in Tierkostümen auf einem Etagenbett sitzen und sich langweilen. Er sagt: Super-Leute, Super-Party. Einmal kommt er in ein Zimmer, in dem eine leicht bekleidete Frau neben einer Katze rohen Fisch isst. Er sagt: Super-USchi / Super-Muschi / Super-Sushi / Supergeil.

Das Video wurde zig Millionen mal angeklickt, verschickt, parodiert, und seitdem ist Friedrich Liechtenstein, der viele Jahre ein erfolgloser Künstler war, ein Mann, den fast jeder kennt. In Berlin sowieso, aber auch in Paris starren ihn die Leute an, dort aber eher entgeistert. Weil sie nicht glauben wollen, dass es ihn wirklich gibt. In den USA erklären Zeitungen ihren Lesern in rührender Ausführllichkeit, was das Wort geil im Deutschen bedeutet, nämlich *both horny and cool*.

Friedrich Liechtenstein ist binnen eines digitalen Augenblicks das Wappentier der postcoolen Workout-Gesellschaft geworden. Er hat den Leuten einen neuen Tanz geschenkt, den Electric Slide. Und ein neues Wort, Supergeil. „Und das bedeutet ja beides“, sagt Liechtenstein: „Ganz toll machst du das. Du arme Sau.“

Am Abend zuvor haben ihn die Betreiber eines Männer-Modeblogs zu einer Diskussionsrunde eingeladen. Es geht um die Frage, wer heute als Dandy durchgeht und wer als Hipster. Im Berlin der Wowi-Ära, in dem man schlimme Probleme stets ignoriert, weil hier für schlimme Probleme eh nie jemand haftet, werden Fragen wie die Hipster/Dandy-Problematik mit stets heiligem Ernst diskutiert.

In einer Dachgeschosswohnung am Rosenthaler Platz treffen sich also Männer in Max-Raabe-Kostümen und mit Frisuren, die wie Lebenswerke aussehen. Die meisten sind der Ansicht, dass das Dandytum heute tot sei; so wie Leute, die nicht gerne ozeantief über eine Sache nachdenken, der Einfachheit halber sagen: Die Sache ist wahrscheinlich tot.

Friedrich Liechtenstein sitzt mitten in dieser Schnöseliade und sagt Folgendes: „Wenn du eine Sülze in Bayern isst, kann das ein sehr geiles Gericht sein. Eine Sülze bei einer Schulspeisung in Cottbus ist dagegen richtig scheiße.“

Es ist der Zauber des richtigen Moments, die Magie einer Sache, die größer ist als man selbst. Und es ist der freundliche Blick der anderen auf einen Menschen. Bei Liechtenstein kam beides zusammen, als er den Spot drehte, der aus ihm einen Star machte: „Ich hab gesagt, seid ihr wahnsinnig? Ich kann mich nicht in die Wanne legen, als fetter alter Mann. Aber die haben gesagt, wir machen das so, dass du gut aussiehst.“ Jetzt lenkt alle Welt freundliche Blicke auf Liechtenstein. Und Liechtenstein hofft, dass weitere Blicke auf die Dinge fallen, die er sein Oeuvre nennt: seine eigentümlich rhythmischen Popsongs mit Texten, die einen irre machen, weil sie auf der Stelle zu treten scheinen und doch als akustische Oasen im Ohr bleiben: „Schwarzer Mann mit dem Glück / komm noch einmal zurück. Fass sie bitte noch mal an / dass sie weiterleben kann.“

Jetzt hat er ein neues Lied geschrieben, „Belgique, Belgique“, eine Sprechballade, die zu den gewaltigsten Texten gehört, die ein Sänger in letzter Zeit auf Deutsch geschrieben hat. Eine dunkle, sehr coole und wachtraumhafte Serenade, in der ein Mann von seiner Zeit bei einer Tänzerinnengruppe in Brüssel erzählt, von geheimnisvollen Frauen aus dem Electric Lady Land und seiner späteren Verwandlung in einen Delphinmann.

Es erzählt dieses Lied nicht weniger als das Leben von Friedrich Liechtenstein, das

deshalb ein so gutes Leben ist, weil er es für „Belgique, Belgique“ noch mal selbst neu erfindet: „Ich ging nach Marseille, schrieb mich ein. Algerien war ein Massaker. Ich ging zurück in die Legion, in die Südsee, und schaute dort vielleicht ein paar Mal zu oft in das gleißende Licht der Explosionen.“ In dem Video zum Lied fährt Liechtenstein mit Pelzmütze im Zug und wird Spielball weiblicher Obsessionen, eine Phantasie, die viele Männer interessiert, die aber nur bei Liechtenstein einleuchtet, weil alles an ihm Distanz ist: der Bart, die dunkle Stimme, selbst der einsame Tanz im Licht. Dieser irre Liechtenstein ist hier ein wirklich großer, wagemutiger Dichter, bei dem jedes Wort eine zarte Berührung der Wirklichkeit ist.

Liechtenstein singt das Lied an diesem Abend in Berlin zum ersten Mal live, aber die Dandys aus dem Electric Schnösel-Land am Rosenthaler Platz erweisen sich als unkonzentrierte Zuhörer; erst als im Lied das Wort Tuntenkitsch fällt, straffen sich die Seidensakkos. Dann tanzt Liechtenstein seine Moves, wie er das nennt, sparsame Schrittfolgen zu ausladenden Armbewegungen. Ein bärtiger Mann mit getönter Brille, Ende fünfzig, verschiebt mit ein paar Worten und Körperbewegungen die Parameter, anhand derer man bislang sagen konnte: das ist schön, cool, elegant. Es ist ein bisschen so, als habe ein Teil der Welt darauf gewartet, dass einer wie er kommt und Verkrampfungen löst.

Aber dass Friedrich Liechtenstein, den vor ein paar Monaten nur ein paar Theaterleute kannten, seine Agentin fragen muss, in welche Stadt er morgen fährt, um Reden zu halten – zu tanzen und sich fotografieren zu lassen – unfassbar, oder?

Er sagt: „Dass ich älter bin, dass ich aussehe, wie ich aussehe, meine Körperfülle, man versteht nicht: Warum ist der sich so sicher mit dem, was er macht? Was ist also mit dem los?“ Neuerdings kommen sogar Parteien auf Liechtenstein zu.

Die Grünen wollten, dass er ein paar Sätze für sie sagt. Abgelehnt. Warum sollte auch eine Partei, die ständig anderen vorschreiben will, was sie zu essen und wie sie zu leben haben, mit einem Mann werben dürfen, der statt Wahrheiten zu verkünden, darüber nachdenkt, welchen Zauber auch das Verschweigen von Wahrheiten hat. „Das ist eine Parsifal-Geschichte“, sagt Liechtenstein, „weil man als reiner Tor in etwas hineingerät, und dann merkt

man plötzlich: Oh, das war ja schon der Heilige Gral! Verstehe!“

Liechtenstein redet wie einer, der weiß, dass Wörter wie Chamäleons sind, je nach dem wer sie ausspricht. Dass „cool“ „style“, „Glanz“ und „Parameter“ kühle Begriffe für eine bestimmte Art zu leben sein können, aber sie sind eben auch elendes Phrasengeblöke von Berliner Lifestyle-Spießern. Seine Stimme ist nicht ganz so tief wie im Supergeil-Video; er spricht vorsichtig, als müsse er gegen das Tempo, das sein Leben plötzlich aufgenommen hat, den sonoren Ton der Vernunft setzen. Ein bisschen so wie Katzen sich selber ruhig schnurren, wenn es brenzlig wird.

In der Linienstraße fährt Friedrich Liechtenstein mit dem Aufzug ins obere Stockwerk eines Designerbaus, an dessen Fassade jemand in Großbuchstaben Friedrich Liechtenstein geschrieben hat: „Könnte ich eigentlich auch mal wieder wegmachen“; es geht dann noch einmal eine dunkle schmale Treppe hoch – und oben, zwischen Terrasse und Geländer, hat Liechtenstein sein Bett aufgestellt. Er wohnt hier gratis, als „Schmuck-Eremit“ für einen Brillen-Designer, so bleibt dieser kühle Raum beseelt. Er hat das oft erklärt mit dem Schmuckeremitentum, weil das Wort so mondän ornamental klingt. „Aber Schmuckeremitentum bedeutet nichts anderes als Obdachlosigkeit“, sagt Liechtenstein jetzt: „Armut und Reichtum sind eigentlich dasselbe.“ Man kann sich den Satz als funkelnd schönen Aphorismus in die Tasche stecken. Aber bei Liechtenstein steht hinter jedem Bild, er sagt es selbst, eine, seine eigene Geschichte.

Es hat eine Zeit gegeben, da hieß Friedrich Liechtenstein Hans-Holger Friedrich, da lebte er mit Frau, drei Kindern, mit Hund und zwei Autos in einem großen Haus in dem kleinen Ort Waitzdorf in der Sächsischen Schweiz. Das Kino dort gehörte ihm, seine Freunde waren Künstler, Sänger, Schauspieler, er selbst hatte Puppenspiel an der Ernst-Busch-Schule studiert und war eine Zeitlang mit einem Puppentheater durch die Gegend gefahren. „Ich bin auf den Berg gelaufen und hab unser Haus angeguckt: Kuck mal wie schön das ist.“ Er hat gut leben können in der DDR; die Stasi klopfte hin und wieder an und wollte ihn anwerben, aber Friedrich widerstand; seine Akte hat er später nie einsehen wollen. Seine Frau hat es getan, und es ging ihr nicht gut danach.

„Man fühlt sich beschmutzt“, sagte er. Vor allem, weil in den Akten keine klugen Sachen stehen, sondern „rotzblöder Schrott“. Und er sagt auch: „Der Friedrich Liechtenstein will gar nicht so gerne über den Osten reden.“ Er sei auch nicht happy, wenn zu viele Ossi auf einem Haufen sind. Der Osten sei grau gewesen, und Liechtenstein ist nicht an der Tristesse interessiert, er will Glanz und Finesse.

Dann starb seine Mutter. Dann fiel die Mauer. Frauen klopfen an. „Es war eine komische Energie, die dann reinkam“, sagt

Liechtenstein. Es gab die Möglichkeit, auszubrechen, Liechtenstein ergriff sie, verließ seine Frau und ging mit einer anderen Frau nach Berlin: „Die Planetensysteme haben sich neu formatiert.“

Er fing an, Stücke zu inszenieren: Pirandello und Tschechow, beides Autoren, die ihre Texte im Sprechen entstehen ließen und die eine bestimmte Wahrheit enthalten, „die man nicht mit dem Arsch im Sessel entstehen lassen kann“. Er begann auf der Bühne zu tanzen und zu singen, er trat für Sasha Waltz auf. „Ich wurde gefeiert, viele einflussreiche Leute haben gesagt: Kuckt euch den an, der ist toll. Aber es hat sich nicht ergeben, dass ich mal ein regelmäßiges Einkommen hatte.“

Irgendwann, sagt Liechtenstein, bekam er keinen Fuß mehr in eine Theatertür: „Berlin hat mich abtropfen lassen.“ Die Kohle blieb aus, Wohnung weg, die neue Frau weg, Liechtenstein schlief bei Freunden und schmierte sich Quark von Lidl aufs Brötchen. „Andere“, sagt er, „wären aus dem Fenster gesprungen.“

Liechtenstein machte weiter, er bekam kleinere Angebote, alles nicht gut bezahlt. Der Blick der anderen auf Liechtenstein war nicht immer so verliebt wie heute. Aber Liechtenstein schafft es, selbst aus der labbrigsten Pastete eine Delikatessens zu machen. „Die Veranstalter ignorieren mich, der Sound ist scheiße, alle sind bescheuert. Aber ich singe, und nach einer Dreiviertelstunde drehen sich alle um und begreifen, dass es gut war.“

Das war damals.

Jetzt begreifen alle von der ersten Minute an, dass Liechtenstein ein Ereignis ist. Am Abend soll er nach Bremen fahren und in einer Talkshow auftreten. Er packt Zahnbürste, Eau de Toilette und ein paar Sachen in die Reisetasche. Nichts mit sich rumschleppen zu müssen, das man nicht braucht, es kann nicht schlecht sein, so zu leben. Natürlich sind das die Mechanismen des Medienbetriebs, und natürlich ist es folgerichtig, dass Friedrich Liechtenstein durchs Dorf gejagt wird.

Die virale Kampagne, von der Werbeagentur Jung von Matt eingestielt, hat Liechtenstein an den Rand dessen gebracht, was an Erfolg für ihn vorstellbar war. Man sollte sich nichts vormachen: Die Kampagne ist schlau und gut, aber es ist am Ende eben eine Kampagne, auch wenn nicht nur Werbefritzen die Hand im Spiel hatten: Liechtenstein und sein Regisseur Jakob Grunert hatten schon vor einem Jahr die Blaupause zu dem Edeka-Spot gedreht, im Netz ist dieses noch mal deutlich herrlicher „Supergeil“-Original unter dem Titel „Der Tourist“ abrufbar. Liechtenstein sagt: „Vor vier Wochen hat man mich mit ’ner Rakete zum Mond geschossen, die Rakete hieß Edeka. Mond ist geil, aber da ist relativ wenig los.“

Deshalb hat sich Friedrich Liechtenstein ein reales Utopia erschlossen, den Kurort Bad Gastein in Vorarlberg, der verschiedene Stufen des Glanzes kannte, von

den Adeligen des Fin de Siècle über die golddiebischen Nazis bis hin zur Ski-Hautvolee der Sechziger. Heute ist der Ort dabei, zu verfallen, die Ortsmitte ist verödet: Das legendäre *Hotel Austria*, das *Kurhotel Mirabell*, das *Straubinger*, all die großen Adressen der Belle Époque und der späteren mondänen Jahre stehen leer. Friedrich Liechtenstein will das Kurbad neu bespielen, er möchte dort Theater machen, Installationen einrichten, den trüben Glanz mit neuer Schönheit imprägnieren. „Das ist eben kein Regal mit Lebensmitteln“, sagt er, „sondern ein realer Ort.“

Im Juni kommt sein neues Album „Bad Gastein“ heraus, es ist Liechtensteins Fallschirm, mit dem er sich von der Rakete Edeka in ein neues Leben als Konzeptkünstler schießt. Er bespielt einen eigenen Youtube-Kanal, wo er mit lebenskluger Eleganz Herrenwitze erzählt, deren grobe Semantik er mit perfekt hingetupfter, sonorer Geste zu einer weinkennerhaften Genuss Erfahrung für Eingeweihte werden lässt: „Als ihn die Geilheit packte / sprang er auf den Tisch / und fickte das Gehackte.“

Friedrich Liechtenstein, der ganz unten war, und in dessen Leben zehn Hipsterexistenzen passen würden, kann mit seiner Kunst selbst die Zote zum zärtlichen Ereignis machen, und zwar dergestalt, dass es immer großes Theater ist. So ist Friedrich Liechtenstein ein berühmter Mann geworden. Aber er ist auch ein rätselhafter Künstler geblieben, einer, der sich immer anders haben möchte als er im Augenblick ist. In „Belgique, Belgique“ sieht er in einem Keller sein zweites Ich: „Es war rot und wurde geprügel / ich konnte ihm nicht helfen.“

Die Verzweigung von damals, die verammelten Theatereingänge, der Billigquark auf der Schrippe, das alles habe ihn in eine angstfreie Position gebracht, er sagt sich: „Dann sterbe ich halt morgen, insofern bin ich auch sportlich und sage, wenn ihr glaubt, ihr könnt mich jetzt hier killen mit eurer viralen Kampagne, mit zigtausend Leuten, die den Blog nach oben schieben und allen erklären, Werbung ist geil, dann ist das für mich okay.“ In seinem Belgien-Lied stirbt der Erzähler am Ende und macht Platz für das erwähnte zweite Ich. Merkwürdig, wie sich Leben und Kunst bei dem Mann gerade gegenseitig einfangen. „Man sagt immer, der Erfolg hat viele Väter“, sagt Friedrich Liechtenstein: „Der Misserfolg hat auch viele Väter. Aber nur eine Mutter – nämlich mich.“

Liechtenstein steht am Berliner Hauptbahnhof, im schwarzen Trenchcoat, das Reisetäschchen vor sich am Boden. Er sagt, dass er den Erfolg liebt, aber eigentlich gerne auf „mittlerer Flughöhe“ weitermachen würde. Er möchte wieder durch Berlin gehen ohne den Supergeil-Gruß erwidern zu müssen. Im Bordbistro des ICE nach Hannover bestellt er den Eintopf, setzt seine Lesebrille auf und ordnet seine Tickets



und Reservierungen, als müsse er sich immer wieder vergewissern, dass das alles wirklich ist, was ihm hier gerade widerfährt: „Ich weiß, dass man glücklicher sein kann als ich jetzt bin.“

Gut, das kann man immer. Aber was ist das Glücksgefühl des Friedrich Liechtenstein, der das Glück hatte, spät berühmt geworden zu sein? Er braucht nicht lange zu überlegen, um das Bild zu liefern: „Das wäre wie ein glucksender Fluss; dass man

nicht mehr so kämpfen muss, man steht auf, dann geht's weiter, dann kommt der Abend, dann legt man sich hin.“ Und letztlich läuft es auf die Aufgabe hinaus, wie er sagt: „aus diesem Hype rauszukommen“.

Vor ein paar Monaten noch sah es aus, als sei die Sehnsucht Friedrich Liechtensteins, von seiner Kunst zu leben, unerfüllbar. Da hat er sich auf den Balkon seiner Eremitage gestellt und eine Rede an die Welt gehalten: Du, Welt, bist ja nur da, weil

ich dich wahrnehme. Wenn du mir nichts gibst, dann gebe ich dir auch nichts. Dann bist du verschwunden. Mir egal. Wenn du keinen Bock darauf hast, Welt zu sein, mach nur so weiter.

Die Sache ist gut ausgegangen: Die Welt hatte weiter Bock, Welt zu sein. Und sie hatte Bock, dem Utopisten, dem Tänzer und dem großen Humoristen Friedrich Liechtenstein einen eigenen Umlaufplaneten zu spendieren.